

*Der
Zoodirektor
erzählt*

Zehnte Folge . 75 Pfennig

Der Zoodirektor erzählt

von Wolfgang Ullrich

Direktor des Zoologischen Gartens Dresden

mit zwei Beiträgen von Dr. Gabrys,

Zoo Stalinograd:

„Die größten Hörner der Welt“

„Akklimation nicht so einfach . . .“

Herausgeber: Zoologischer Garten Dresden

Druck: Union Verlag und Druckerei (VOB) Dresden - VOB Union

„Contax D“ eine Kleinbildspiegelreflex-Kamera
mit besonderer Eignung für Tieraufnahmen
Aufnahmen: Wolfgang Ullrich (14)

III-9-19 It 17963 1056 568



Inhalt	Steppentiere in Afrika
	Die größten Hörner der Welt
	Birka — Safari — Carla,
	drei dicke Freunde
	Das Elixier des Säuglings
	Wolfskinder
	Fische im Aquarium
	Vom Okapi
	Akklimatisation nicht so einfach . . .
	Der Brotkorb wird hochgehängt
	Herbst im Zoo

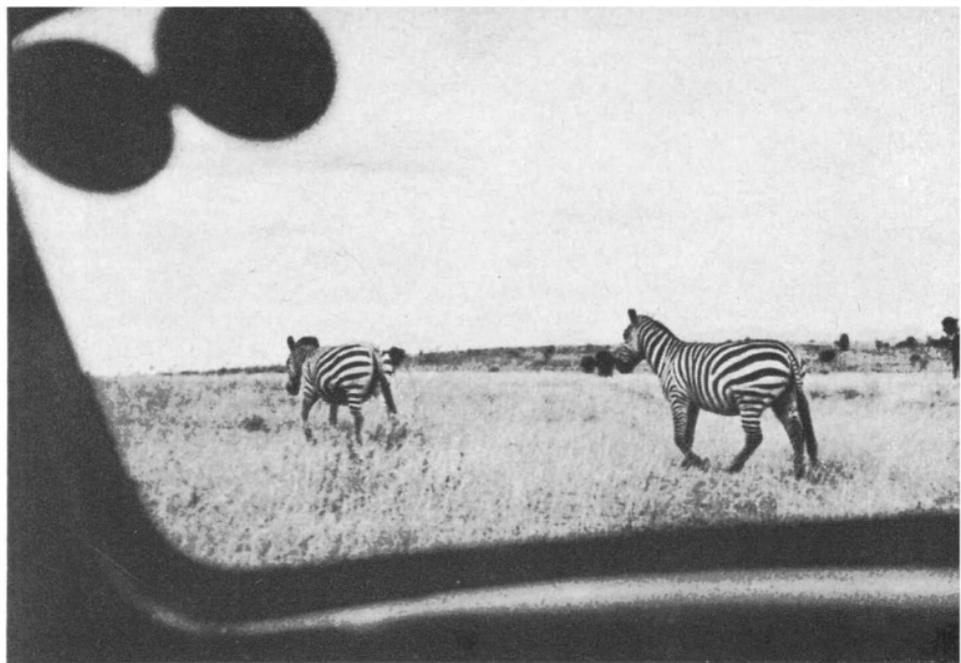
Steppentiere in Afrika

Im Juni und Juli 1955 machte ich eine Studienreise nach Ostafrika. Das Ziel dieser Reise waren die Steppengebiete rings um den Meru und die Bergwälder dieses 4558 m hohen Vulkans. Er liegt westlich vom Kilimandscharo. Sein Vulkankessel, dessen Umrandung jedoch an verschiedenen Stellen eingebrochen ist, hat einen Durchmesser von 4 Kilometer. In der Umgebung des Meru liegen zahlreiche Seen, von denen der 4 Quadratkilometer bedeckende Momella-See der größte ist. Die meisten dieser Seen sind stark natronhaltig und an ihren Ufern blüht Salz aus. An den verschiedenen Seiten des Meru herrscht ein sehr unterschiedliches Klima. Am Südfuß ist die Regenmenge dreimal so groß wie am Nordfuß. Daraus ergeben sich auch verschiedene Landschaften. So reicht im Süden der Bergwald bis 1900 Meter hinab, während im Norden bereits bei 2400 Meter die Steppe beginnt. Die obere Grenze des Waldgürtels liegt durchschnittlich bei 3000 Meter.

Im Juni und Juli hat man in Ostafrika die Mitte der Trockenzeit. Während im Juni die Steppen westlich und nördlich des Meru noch verhältnismäßig wildreich sind, ändert sich das Bild Ende Juli. Die letzten Wasserstellen trocknen aus, und so sind die Steppentiere gezwungen, nach Westen zu wandern, wo sie auf größere Seen, den Manjara-See, den Magat-See im Ngorongoro-Krater und den Natron-See treffen. In dieser Zeit bilden besonders die Gnus und Zebras riesige Wandergemeinschaften, die oft mehrere tausend Tiere umfassen. Zu Beginn der Regenzeit kehrt das Wild wieder in die Steppengebiete des Meru zurück. Auch der Amboseli-See im Norden ist während der Trockenzeit ohne Wasser, jedoch sind in seiner Umgebung einige Tümpel, die nicht austrocknen. Daher wandert auch ein Teil des Wildes nach Norden in den Amboseli-Nationalpark. Zumindest während des zweiten Teils der Trockenzeit bleiben somit zahlreiche Steppentiere in Gebieten, in denen nicht gejagt werden darf, denn auch der Ngorongoro-Krater ist ein solches Naturschutzgebiet. Der Grund, weshalb die Tiere Nationalparks und Reservate aufsuchen, besteht also darin, daß es hier auch während der Trockenzeit Wasser gibt. Außerdem finden



Weit muß die Giraffe Ihre Vorderbeine spreizen, um ein Laubblatt aufnehmen zu können



Kaum 15 m vom Wagen entfernt ziehen Zebras vorüber, ohne von uns Notiz zu nehmen

sie an den Rändern der Seen Salz, das die Tiere für ihren Stoffwechsel dringend benötigen.

In den Nationalparks ist jede Jagd verboten. Meist achten eingeborene Wildhüter darauf, daß dieses Verbot streng eingehalten wird. In vielen Nationalparks ist es auch nicht gestattet, das Auto zu verlassen oder von den Fahrwegen abzuweichen. Das Wild soll sich in diesen Gebieten wohlfühlen und darf deshalb nicht gestört werden. Mit Einbruch der Dämmerung muß ein Zeltlager an dafür bestimmten Plätzen aufgeschlagen oder ein in vielen Nationalparks vorhandenes „Camp“, das aus kleinen Lehmhäusern besteht, aufgesucht werden. Außerdem kann man gegen ein geringes Entgelt einen Wildhüter für einige Stunden als Führer durch den Park gewinnen. Die Wildhüter kennen die Standorte der verschiedenen Tierarten genau und führen den Besucher des Parks zu den Tieren, die er sehen will. Selbstverständlich sind diese Nationalparks nicht eingezäunt. Lediglich der Nationalpark von Nairobi ist nach der Seite der Stadt hin durch einen Zaun abgegrenzt. Trotzdem kommt es auch heute noch vor, daß man nachts in den Straßen von Nairobi Hyänen begegnet.

In den Reservaten sind nicht alle Tiere, sondern nur bestimmte Arten geschützt. So ist die Seregenti-Steppe, die zwischen dem Eyasi-See und dem Viktoria-See liegt, ein großes Löwenreservat.

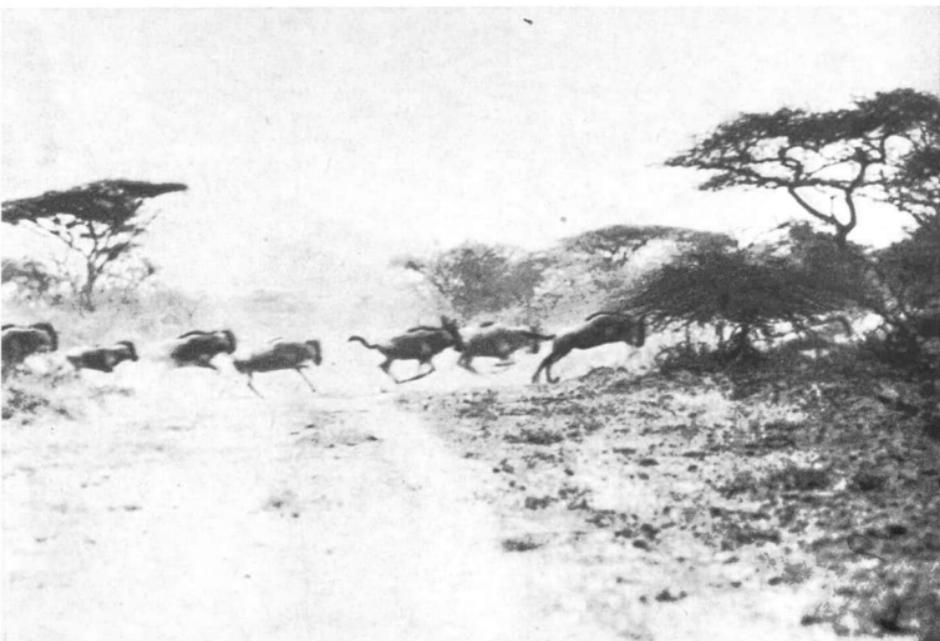
Die beste Möglichkeit, Steppentiere zu beobachten und zu fotografieren, besteht in den frühen Morgenstunden. Wenn gegen 6 Uhr die Sonne auf-

geht, kommen die Tiere von den Wasserstellen und ziehen durch die Grassteppe. Während der heißen Mittagszeit halten sie sich in der „Obstbaumsteppe“ auf und liegen im Schatten der Schirmakazien. Das ist die Zeit der Mittagsruhe, wo sie die in den Vormittagsstunden aufgenommene Nahrung wiederkäuen. Am Spätnachmittag gehen sie wieder auf Nahrungssuche und finden sich in der Dämmerung erneut an der Tränke ein.

Während man Zebras, Gnus, Thomson- und Grantgazellen, auch Hartbeest-Antilopen und Strauße häufig in den völlig baumlosen Ebenen begegnen kann, sind Kaffernbüffel, Nashörner, Elefanten und Giraffen vorwiegend in der „Obstbaumsteppe“ zu finden. Auch diese „Obstbaumsteppe“ ist eine Graslandschaft, in der jedoch parkartig aufgelockert Dornenbüsche und kleine knorrige Bäume stehen, die in ihrer äußeren Gestalt an unsere Obstbäume erinnern, sonst aber mit diesen nicht verwandt sind. Die langen Häuse der Giraffen ragen über Büsche und Bäume hinaus und gestatten es diesen langhalsigen Riesen, Blätter und Zweige zu äsen und einen weiten Rundblick zu halten. Von Blättern und Zweigen ernährt sich auch der Elefant. Das ist wohl auch der Grund, weshalb man ihm nur in der „Obstbaumsteppe“ begegnet. Mit seinem langen Rüssel reißt er die Zweige von den Bäumen, zertritt sie am Boden zu kleinen, mundgerechten Stücken und schiebt sie in sein Maul.

Gern macht der Elefant große Wanderungen, die ihn viele Kilometer weit führen und oft erst nach Tagen zu seinem eigentlichen Wohnbereich zurückkehren lassen. Auf diesen Wanderungen werden meist Wechsel benutzt. Sie sind etwa 70 cm breit und werden von den Dickhäutern im Gänsemarsch begangen. Ich fand in der Nähe des Lengai, eines heute noch tätigen Vulkans, Elefanten- und Nashornwechsel, die so häufig benutzt wurden, daß sie zu richtigen kleinen, oft bis zu 20 cm tiefen Furchen

In großen Sprüngen und staubaufwirbelnd wechseln Gnus über die Straße



ausgetreten waren. Die Zebrawechsel sind nur reichlich 20 cm breit und führen meist zur Tränke. So konnte ich beobachten, daß die Zebras zum Äsen in der Grassteppe ausgeschwärmt waren und bei Sonnenuntergang, so als wäre ein Kommando ergangen, in Richtung auf die Wasserstelle hin abzogen. Dabei stellten sie sich in wenigen Minuten in einer langen Reihe auf, wie es die Pferde im Zirkus auf Zuruf ihres Dompteurs tun, bogen in den Wechsel ein und zogen, ein Tier dicht hinter dem anderen gehend, zur Wasserstelle.

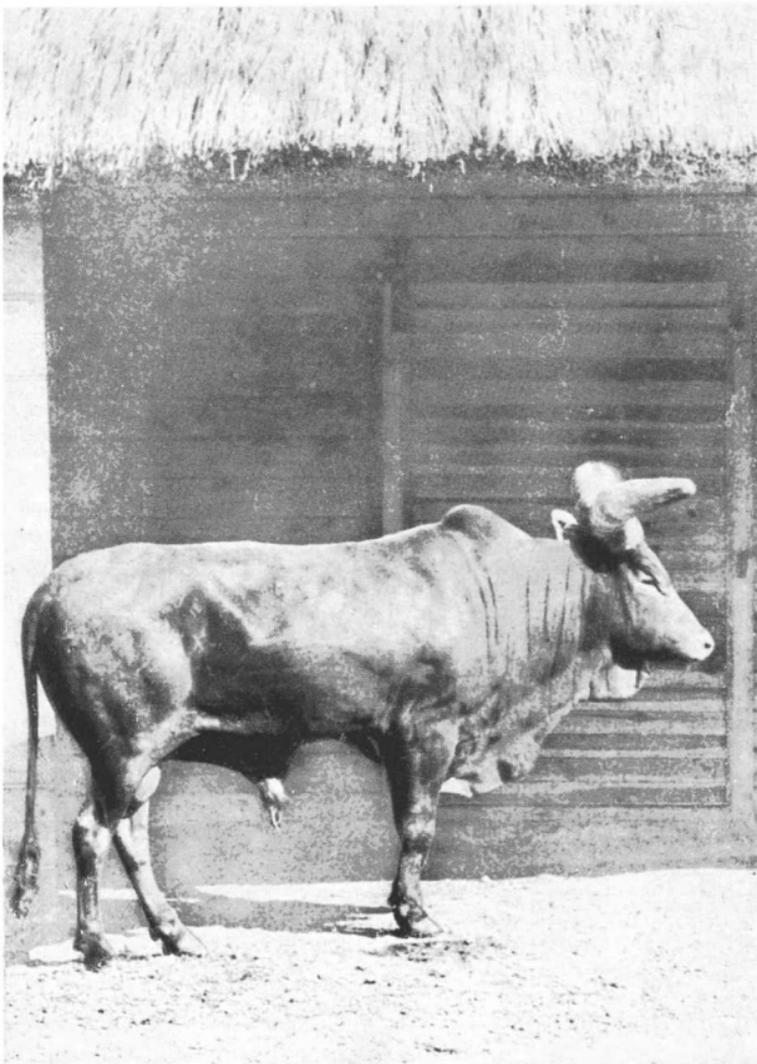
Eine solche Reihe bildeten auch die Gnus bei der Flucht, wobei ein Bulle die Führung übernahm. Nicht alle Tiere der Gnuherde jedoch konnten das vom Leitbulle eingeschlagene Tempo durchhalten. Besonders die Mütter mit ihren neugeborenen Kälbern blieben zurück, und so zog sich die Reihe immer mehr auseinander. Dann blieb der Leitbulle stehen und ließ die anderen Tiere an sich vorbeieilen, bis auch das letzte Muttertier mit seinem Kalb ihn erreicht hatte. Gleichzeitig verlangsamte dabei die Herde das Tempo. Der Bulle nahm während dieser Wartezeit Frontstellung gegen den vermeintlichen Feind, in diesem Fall unser Auto. War das letzte Tier an ihm vorüber, dann setzte auch er sich wieder in Bewegung und übernahm schon in kurzer Zeit wieder die Führung der Herde. Während dieser Flucht kreuzten die Tiere häufig unsere Fahrtrichtung, obwohl sie durch Einhalten einer geraden Fluchtlinie schnell aus unserem Sichtbereich hätten kommen können. Andere Tiere, die durch die Flucht der Gnus aufgestört wurden, schlossen sich der Herde an. Schon nach kurzer Zeit liefen ebenfalls in langer Reihe fünf Strauße hinter den Gnus her. Oft hatte ich den Eindruck, als wäre diese Flucht für die Gnus mehr ein Bewegungsspiel, da sie immer wieder im großen Bogen auf unsere Fahrtrichtung zurückkamen.

Während bei den Gnus die Mütter mit den Kälbern in der Herde bleiben, traf ich die Impala- oder Schwarzfersen-Antilopen in getrennt-geschlechtlichen Rudeln an. Die Rudel der weiblichen Tiere bestanden vom großen Teil aus Muttertieren mit halbwüchsigen Jungen, insgesamt etwa zwölf bis zwanzig Antilopen, während die Böcke einzeln oder in kleinen Gruppen von drei bis fünf Tieren durch die „Obstbaumsteppe“ zogen. Ende Juli habe ich dann schon Impala-Herden beobachtet, die von einem Bock geführt wurden.

Aber auch verschiedene Tierarten finden sich zu Herden zusammen, die jedoch keinen dauernden Bestand haben und oft nur für einen Tag gebildet werden. Häufig traf ich Giraffen mit Zebras oder Gnus gemeinsam an. Auch Gemischtherden aus Gnus, Zebras und Hartebeest kommen vor. Das Leben in der Herde garantiert den höchstmöglichen Schutz vor Raubtieren und anderen Feinden. Viele Augen sehen viel. So sind die Steppentiere bis auf wenige Ausnahmen Herdentiere. Auch aus der Herde ausgestoßene, meist ältere Böcke und Bullen, versuchen, in der Nähe ihrer Artgenossen zu bleiben. Ich beobachtete alte Gnubullen, die ihrer Herde in einer Entfernung von 50 Meter folgen und unter Einhaltung dieser Distanz auch mit ihr zur Tränke zogen. Bei Gemischtherden ist die Sicherung vor Feinden insofern noch besser, als die einzelnen Sinnesorgane der verschiedenen Tierarten, die zusammen eine Gemischtherde gebildet haben, unterschiedlich in ihrer Leistungsfähigkeit sind. So ergänzen sich Augen-, Nasen- und Ohrentiere und unterstützen sich gegenseitig bei der wichtigsten Aufgabe, die ein Steppentier hat: die Vermeidung von Feinden.

Die größten Hörner der Welt

In der Nähe des Äquators, zwischen Viktoria- und Rudolfsee, existierte ein kleiner Negerstaat. Er bestand aus einer Stadt und vielen Dörfern, die wegen ihrer hochentwickelten Viehzucht weit berühmt waren. Als am Anfang dieses Jahrhunderts ein weißer Reisender durch dieses Land, Watussi genannt, zog, wurde er vom Herrscher dieses Landes eingeladen. Der Sultan interessierte sich sehr genau für jede Einzelheit der Ausrüstung des Forschers. Als er genügend über Sitten, Gebräuche und technische Errungenschaften der Weißen erfahren hatte, sagte er: „Ja, ja, ihr Weißen seid



Die Watussirind-
Zuchtform läßt
ursprüngliche
Zusammenhänge
mit den
altägyptischen
Langhornrindern
erkennen.
Neben den riesigen
weit ausladenden
Hörnern
besitzen die
Watussirinder
eine große
Wamme,
einen langen Haut-
lappen am Halse
und am
Widerrist
einen kleinen
Fethhöckeransatz

mächtige Leute und könnt darauf stolz sein, dennoch haben wir etwas, was ihr nicht besitzt. Unser Stolz sind Rinder mit den größten Hörnern, die es auf der Welt überhaupt gibt.“

Wer ein Watussirind sieht, muß Mitleid mit dem Rind, das das riesige Gehörn tragen muß, haben. Das Horn hat am Ansatz einen Umfang von einem halben Meter und eine Länge von etwa 1½ Metern. Aber die Hörner sind nicht so schwer, wie man vermuten muß. Die Hornscheide sitzt bei jedem Rind auf dem Hornzapfen, der seitlich aus dem Stirnbein herauswächst. Zugegeben, daß der Hornzapfen bei Watussirindern dementsprechend entwickelt ist, aber sein Knochengewebe ist mehr porös und schwammig als bei anderen Rinderrassen. Darum ist das Horn, obgleich groß und widerstandsfähig, doch nicht so schwer wie man es allgemein glauben möchte.

Den Zuschauer soll nicht nur das großartige Gehörn des Watussirindes entzücken, sondern auch der edle, schlanke Bau, der von Kraft und Behendigkeit zeugt.

Es ist ein ausgesprochenes Steppenrind, und nur auf diesen großen Ebenen Afrikas ist diese schlanke und dünnknochige Rasse anzutreffen. Genauere Angaben über dieses merkwürdige Rind erreichten uns erst nach dem ersten Weltkrieg.

Von verschiedenen Seiten wurden Versuche unternommen, einige Exemplare dieser Rinderrasse nach Europa zu bringen. Dem stellten sich jedoch veterinär-medizinische Vorschriften fast aller europäischen Staaten entgegen, die mit Recht eine Einschleppung der Seuchen, die unter dem afrikanischen Vieh wüteten, befürchteten.

Im Zusammenhang mit den verschiedensten Rinderkrankheiten entstanden im Watussi-Staat gewisse religiöse Gebräuche, die uns modern anmuten. Die Kühe des Sultans, deren Milch unmittelbar für den Herrscher bestimmt war, durften von keinem Unbefugten berührt werden. Melken durfte sie nur der Priester und auch nur dann, wenn er ein frisches, sauberes Gewand angezogen hatte. Wir sehen, daß diese Maßnahme eine durchaus zeitgemäße Forderung erfüllen sollte — die Kühe des Sultans vor einer Ansteckung zu bewahren. Dasselbe wollen wir auch erreichen, wenn von Melkern und Molkereipersonal gefordert wird, in weißen und sauberen Kitteln zu arbeiten.

Vielleicht hätten wir bis in die heutige Zeit diese Rinderrasse in Europa nicht bewundern können, wenn eine Tierhandelsfirma nicht auf die Idee gekommen wäre, eine nicht alltägliche Quarantänestation einzurichten. Auf einer Riesenbarke, die 1 Kilometer weit von den Küsten Europas entfernt verankert wurde, richtete man Ställe ein. Die importierten Watussirinder wurden in diesen schwimmenden Ställen untergebracht und einer lang dauernden Quarantäne unterzogen. Auch die Wärter, die das Vieh auf der Barke betreuten, durften diese während der Dauer der Versuchszeit nicht verlassen. Die Tierärzte untersuchten nicht nur mikroskopisch das Blut, um Krankheitserreger festzustellen, sondern man gesellte einige europäische Rinder den Watussirindern zu. Um die Möglichkeit, daß die afrikanischen Rinder vielleicht Krankheitserreger besitzen, die für sie selbst ohne Bedeutung sind, aber für das europäische Vieh gefährlich werden könnten, auszuschließen, spritzte man das Blut der Watussirinder in die Venen der europäischen Kühe. Eine Erkrankung trat nicht ein. So kann heute jeder diese Tiere im Zoologischen Garten bewundern.

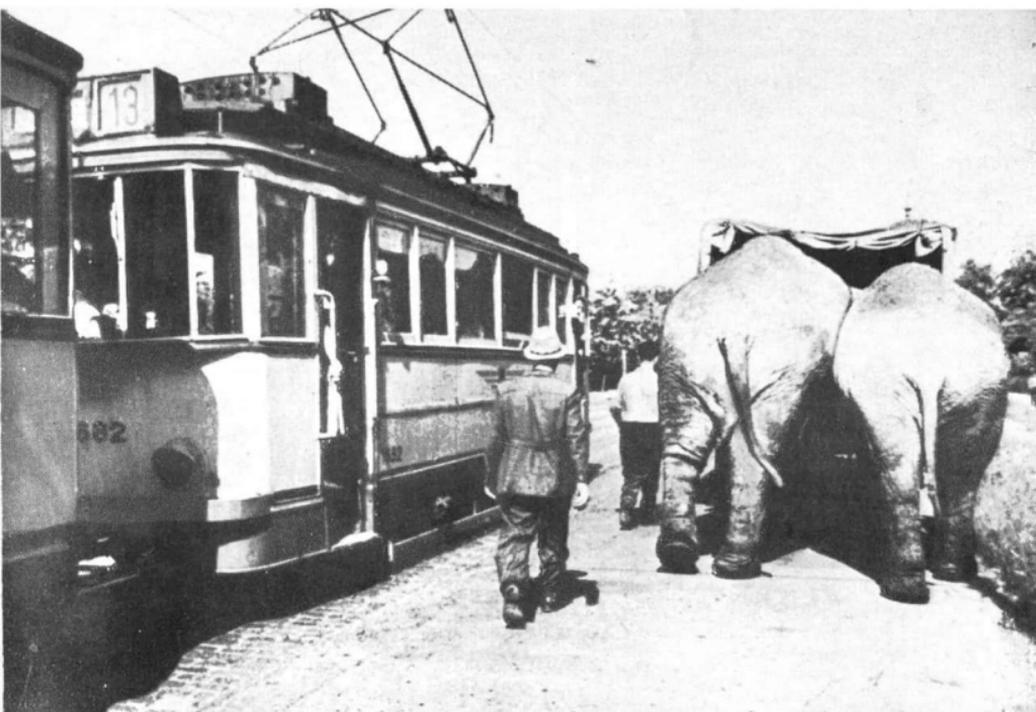
Birka - Safari - Carla, drei dicke Freunde

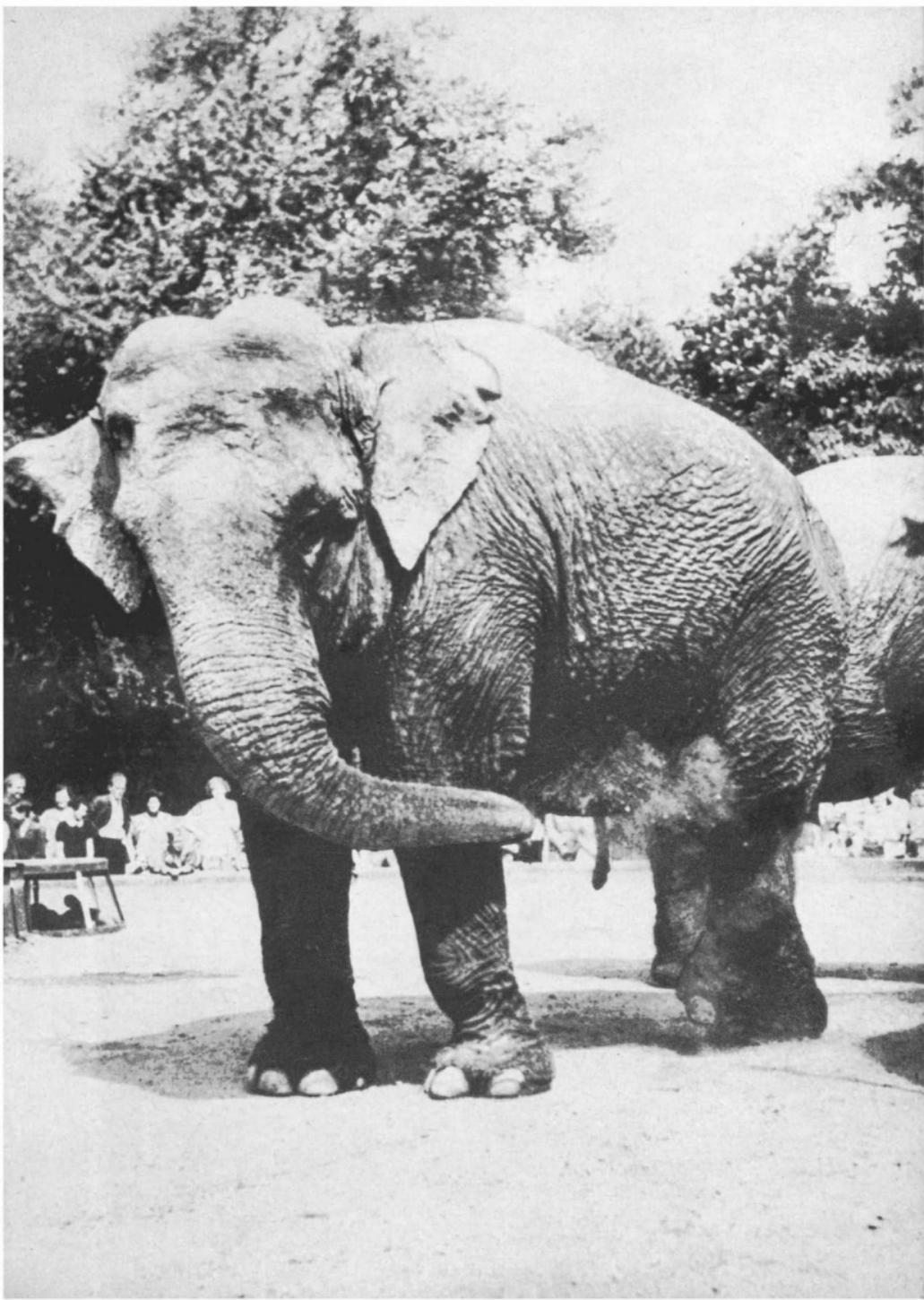
Seit Anfang Juni 1956 wird unser Elefantenhaus wieder von drei indischen Elefantenkühen bewohnt: Carla, Birka und Safari. Vorerst sei festgestellt, daß Carla die beiden neuen Artgenossen sehr freudig begrüßte und sich schon in den ersten Stunden mit ihnen befreundete. Es war jedoch nicht leicht, die beiden neuen Dickhäuter in das Haus zu bringen. Der Weg zum Elefantenstall führte über den Absperrgraben. Die Neuen mußten also über eine Brücke laufen. Diese Brücke — aus Holz gebaut und mit schweren Eisenträgern abgestützt — erregte ihr Mißtrauen. Ohne Schwierigkeiten ließen sie sich bis zu dieser Brücke führen, setzten auch einen Fuß

Nebenstehendes Bild:

Safari ist in ihrer Form und Größe ein besonders schönes Tier. Äußerst kräftig ist ihr Rüssel ausgebildet

Vorschriftsmäßig marschieren die beiden Neuankömmlinge Safari und Birka auf der rechten Straßenseite vom Bahnhof zum Zoo, ihrer neuen Heimat. Mit ihren Halsketten an einem schweren LKW angebunden, folgen sie widerstandslos diesem „benzin-fressenden Elefanten“





auf die Brücke, aber gingen keinen Schritt weiter. Sie quietschten und trompeteten ängstlich. Es blieb uns also keine andere Möglichkeit, als die Elefanten mit Motorkräften über die Brücke zu ziehen. Ein Seil wurde an Safaris Halskette befestigt und ein schwerer Lastkraftwagen, an dem das andere Ende des Seiles befestigt wurde, versuchte die etwa 70 Zentner schwere Elefantenkuh über die Brücke zu ziehen. Aber Safari wehrte sich gegen diese Zwangsmaßnahme und zog den Lastkraftwagen einige Meter zurück. Schließlich riß das Seil. Die Feuerwehr mußte zu Hilfe kommen. Sie besitzt unzerreißbare Drahtseile. Die Feuerwehr kam, rollte das Drahtseil aus, befestigte es an der Halskette von Safari und ließ die Seilwinde laufen. Langsam, Schritt für Schritt, wurde Safari an den Graben und über die Brücke gezogen. Dasselbe geschah auch mit Birka.

Nun folgte die Begrüßung. Carla tastete mit ihrem Rüssel Birka und Safari von oben bis unten. Sie rieben die Köpfe aneinander, fuhren sich gegenseitig mit dem Rüssel in das Maul und vollführten dabei ein „Blaskonzert“. Es war ein Höllenlärm. Das Haus schallte wieder von den Trompetenstößen der drei Dickhäuter.

Als Birka und Safari zum ersten Mal auf die Freianlage traten, bewarfen sie sich ausgiebig mit Sand. Immer wieder wühlten sich ihre Rüssel in den lockeren Boden ein und beförderten eine Ladung Sand nach der anderen auf die breiten Rücken. Auch der Bauch wurde mit Sand beworfen. Carla hatte diese Art der Hautpflege bisher noch nicht betrieben, probierte es aber sofort und fand — sehr zum Leidwesen des Wärters, der bald in dicke Staubwolken eingehüllt wurde — großen Gefallen daran.

Dieses Bewerfen mit Sand und Staub, das die Elefanten auch in freier Wildbahn vornehmen, stellt wohl einen Schutz gegen zu starke Sonnenbestrahlung dar. Elefanten sind Bewohner tropisch-heißer Gebiete. Ihre riesige Körperfläche ist also den ultravioletten Strahlen ausgesetzt. Eine auf der Haut liegende Staubschicht schirmt die Strahlen ab.

Birka und Safari haben ihr ganzes Leben lang im Zirkus gearbeitet. Birka hat sogar einmal einen Tiger auf ihrem Rücken durch die Manege getragen. Das war die große Sensation im Zirkusprogramm und der Höhepunkt ihrer Artistenlaufbahn. Mit Safari zusammen hat sie in dem DEFA-Film „Alarm im Zirkus“ mitgewirkt. Wir kennen auch das Alter der beiden Tiere: Birka ist ungefähr 45 Jahre alt, während Safari als Elefantenkind im Jahre 1932 von Hagenbeck importiert wurde. Sie ist also etwa 26 Jahre alt. In den letzten Jahren haben beide Elefanten in einem schwedischen Zirkus gearbeitet und sind mit dem Zirkus Barlay auch durch die DDR gereist. Seitdem aber der schwedische Zirkus seine Tiere und sein Material nicht mehr mit der Eisenbahn, sondern mit Lastkraftwagen befördert, mußten sie zu Hause bleiben. Es hätten zur Beförderung der beiden Elefanten Spezialwagen gebaut werden müssen. Einfacher aber war es, eine Gruppe junge Elefanten zu kaufen. Schließlich wurden Birka und Safari dem Dresdner Zoo angeboten und fanden in unserem Garten ihre neue Heimat. Hier können sie nun endlich einmal von schwerer Arbeit ausruhen. Sie brauchen keine Wagen mehr zu schieben, müssen nicht mehr in Zelten übernachten und dauernd an der Kette stehen. Daß sie hin und wieder einmal ein paar Kunststückchen zeigen müssen, bedeutet für sie bestimmt keine Anstrengung. Diese Vorführungen tragen dazu bei, daß der Respekt vor dem Tierpfleger erhalten bleibt und vertreiben ihnen die Langeweile.

Das Elixier des Säuglings

Welch einen hilflosen Eindruck macht doch ein neugeborenes Menschenkind im Gegensatz zu den meisten Tierkindern, die schon wenige Minuten nach der Geburt auf den Beinen stehen und nach einer weiteren Viertelstunde die Muttermilch bereits gierig einsaugen. Der menschliche Säugling aber nimmt sich viel Zeit. Er verdoppelt sein Gewicht erst nach fünf bis sechs Monaten, während der neugeborene Hund und der Fuchs sein Anfangsgewicht schon in neun Tagen verdoppelt hat, das Schaf in 15, die Ziege in 22, das Kalb in 47 Tagen.

Entsprechend der Schnelligkeit des Wachstums ist auch die Zusammensetzung der Muttermilch eine verschiedene. Welch ein Wunder der Natur stellt doch diese Milch dar, denn sie ist in den ersten Monaten die einzige Nahrungsquelle, die dem Säugling zur Verfügung steht, und muß deshalb auch die nötigen Nährstoffe enthalten, die nicht nur die Aufrechterhaltung der Lebensfunktionen garantieren, sondern darüber hinaus noch die Baustoffe für das bei Tieren schnelle Wachstum bereitstellen; also Eiweiß, Fette, Kohlehydrate, neben dem selbstverständlich notwendigen Wasser. Aber auch Vitamine und Salze müssen vorhanden sein, denn diese Zusatzstoffe spielen eine wichtige Rolle für unser Leben, wie die Vitaminmangelkrankheiten beweisen. Die Eiweißstoffe gerinnen im Magen des Säuglings, sie verklumpen und verhindern dadurch das schnelle Abfließen in den Darm. Die Verdauungsdrüsen können also in Ruhe diesen „Nährklumpen“ bespülen, ihn zerlegen und damit in Bausteine zum Aufbau des Körpers verwandeln.

Jedes Tier hat sein arteigenes Eiweiß. Es gibt also viele verschiedene Milcharten, die sich nach ihrer Eiweißzusammensetzung unterscheiden, die wieder abhängig ist von der Schnelligkeit des Wachstums der Jungtiere. Aus 90 Prozent Wasser besteht die Kuhmilch. Wollte ein erwachsener Mensch nur von Milch leben, so müßte er täglich fünf Liter Milch zu sich nehmen. Allerdings dürfte ihm eine derartig einseitige Ernährung kaum bekommen. Die Frauenmilch enthält in einem Liter 16 Gramm Eiweiß und 2 Gramm Mineralstoffe, im Gegensatz zu der Milch des Hundes, der sein Gewicht nach neun Tagen verdoppelt und deshalb einen bedeutend höheren Eiweißanspruch stellt, nämlich je Liter 75 Gramm Eiweiß und 14 Gramm Mineralstoffe. In der Milch des Kaninchens sind sogar 100 Gramm Eiweiß und 25 Gramm Mineralstoffe enthalten, denn das Kaninchen hat sein Gewicht schon in sechs Tagen verdoppelt.

Gehen wir aber nach Norden, so spielt das Fett eine immer erheblichere Rolle, denn Fett ist Heizmaterial für den Körper. Ein Rentierjunges nimmt deshalb mit jedem Liter Milch außer den 100 Gramm Eiweiß noch 180 Gramm Fett zu sich, der menschliche Säugling dagegen nur 35 Gramm. Neben der Eigenschaft, Heizmaterial zu sein, findet das Fett noch Verwendung als Wärmepolster, denn Fett ist ein schlechter Wärmeleiter. Der Wal ist von einer dicken Fettschicht umgeben, die ihn gegen die Kälte im Polarmeer schützt, ebenso wie das Fettpolster der Robben — und beides macht sich der Mensch für seine Ernährung nutzbar. So ist also die Milch der Säugetiere, die in Polargegenden beheimatet sind oder im kühlen Element des Meeres leben, entsprechend fettreicher. In der Milch des Tümmlers, eines Kleinwals, sind 45 Prozent Fett enthalten.

So hat die Natur im weiblichen Körper die Milchdrüsen geschaffen, die nicht für das eigene Wesen arbeiten, sondern die abgestimmt sind auf das Kind, das außerhalb des Körpers lebt und durch die Milch befähigt wird, zu leben und sich zu entwickeln, bis es kräftig genug ist, auch artfremde Nährstoffe aufzunehmen.

Eine typische Pflegestellung von Mutter und Kind. Während das Nilgau-Antilopen-Kälbchen säugt, beleckt die Mutter das Hinterteil des Jungen



Wolfskinder

„Wir sahen die Geister und Wölfe“

... Aber die Augenzeugen fehlen

In den letzten Wochen sind in verschiedenen Tageszeitungen Berichte erschienen, die von „Wolfskindern“ erzählen. Diese Berichte stammen aus Indien und haben etwa folgenden Inhalt:

Irgendwo im indischen Dschungel, in den meisten Fällen ist es in der Umgebung von Oudh, wird ein Kind gefunden, das auf allen Vieren läuft, sich den Menschen gegenüber scheu, mitunter sogar angriffslustig zeigt, rohes Fleisch und Aas isst, Flüssigkeiten — wie es auch Raubtiere tun — mit der Zunge aufschlappt und sich vor dem Licht des Tages in dunkle Räume zurückzieht. Es wird behauptet, daß es sich um Kinder handelt, die im Säuglingsalter von ihren Müttern ausgesetzt wurden. Wölfe sollen sie gefunden, in ihre Höhlen geschleppt und zusammen mit ihren Welpen aufgezogen haben.

Über diese „Wolfskinder“ ist von dem indischen Missionar Singh und dem Professor der Anthropologie an der Universität Denver ein Buch geschrieben worden, das den Titel „Wolfskinder und wilde Menschen“ trägt. Aus den Aufzeichnungen sollen hier einige Angaben gemacht werden: Im Jahre 1920 unternahm Singh eine Missionsreise, die ihn auch an die Grenze des Midnapur-Distrikts führte, wo ihm die Eingeborenen erzählten, daß in der Umgebung eines Dorfes „Menschengeister“ zusammen mit Wölfen leben. Sie baten Singh, diese Menschengeister zur Strecke zu bringen. Zusammen mit zwei Engländern bezog Singh einen Hochstand, den er in der Nähe der Höhle, in der die Geister ihre Wohnung haben sollten, aufbauen ließ. Es gelang ihm im Laufe der Nacht, die „Menschengeister“, die menschliche Gestalt hatten, aber so schnell wie Eichhörnchen auf allen Vieren liefen, in der Gesellschaft von Wölfen zu entdecken. Am nächsten Tag ließ er den Wolfsbau ausgraben und fand darin, nachdem zwei Wölfe entwischt und ein dritter getötet worden war, zwei Welpen und zwei Wolfskinder. Das eine Kind, das Singh später Amala nannte, schätzte er auf 1½, das andere, Kamala, auf acht Jahre. Beides waren Mädchen. Seltenerweise hält Singh die Fundgeschichte streng geheim und auch die beiden Engländer haben darüber nie etwas berichtet. Sie werden auch im Tagebuch von Singh nicht wieder erwähnt. Ein Jahr später erkrankten beide Kinder, die er in sein Waisenhaus mitgenommen hatte, schwer, so daß ein Arzt herbeigerufen werden muß. Singh berichtet dem Arzt, wie er die Kinder gefunden hat, und damit wird das Ereignis in der Öffentlichkeit bekannt. Überall in der Welt erscheinen große Berichte über die Wolfskinder Amala und Kamala.

Erst im Jahre 1933 bekommt Professor Zingg die Aufzeichnungen von Singh in die Hände und versucht, die Angaben zu überprüfen. Fünf Jahre später schreibt er dann zu den Aufzeichnungen Singhs ein ausführliches

Vorwort. Leider ist das Tagebuch von Singh sehr lückenhaft. Man erfährt wenig über das Verhalten der Kinder. Es wird erzählt, daß sie eine unstillbare Fleischgier hatten, und auf einem Bild wird Kamala gezeigt, wie sie gerade die Eingeweide eines toten Huhnes gierig verschlingt. Sie sollen ein ausgezeichnetes Gehör und einen überraschend guten Geruchssinn gehabt haben, und es wird sogar behauptet, daß sie besonders lange Eckzähne hatten, die denen der Wölfe ähnelten. Amala starb bereits ein Jahr nach ihrer Auffindung, Kamala jedoch lebt neun Jahre im Waisenhaus von Singh, und der Versuch von Frau Singh, Kamala langsam an die menschliche Gesellschaft einzugewöhnen und menschliche Sitten zu lehren, gelingt. Sehr bald erlernt sie den aufrechten Gang, duldet auch, daß man sie kleidet und entwickelt sogar ein Zugehörigkeitsgefühl zu den anderen im Waisenhaus befindlichen Kindern. Der von ihr erlernte Wortschatz jedoch ist sehr gering und deshalb versucht sie sich auch durch Zeichen und Mienenspiel verständlich zu machen. Wissenschaftliche Feststellungen über das Wachstum des Kindes, den Zahnwechsel und exakte Notierungen der Verhaltensweisen fehlen leider fast vollkommen.

Nie sind Europäer dabei gewesen, wenn die Wolfskinder mit den Wölfen zusammen gesehen wurden. Der Umstand, daß die beiden Engländer, die bei der Auffindung von Amala und Kamala mit anwesend waren, nie etwas darüber berichteten oder veröffentlichten, gibt Veranlassung, an der Fundgeschichte der beiden Wolfskinder zu zweifeln. Tatsache jedoch ist, daß in dem Gebiet um Oudh der Wolfsaberglaube bei den Eingeborenen stark verbreitet ist und es wahrscheinlich nicht selten vorkommt, daß Mütter ihre Kinder im Dschungel aussetzen. Vom Standpunkt des Zoologen aus ist es mehr als unwahrscheinlich, daß eine Wolfsmutter diese Kinder in ihre Höhle schleppt und statt sie aufzufressen, zusammen mit ihren Welpen aufzieht. Wenn wir annehmen, daß ein Wolf seine Jungen etwa vier Monate lang säugt, so würde das bedeuten, daß die Menschensäuglinge also bereits nach vier Monaten auf eine Nahrung umgewöhnt werden müßten, die aus rohem Fleisch und Aas besteht. Das aber verträgt kein Säuglingsmagen. Unsinnig natürlich ist auch die Behauptung, daß in Anpassung an das Raubtierleben die Eckzähne des menschlichen Gebisses sich so vergrößern könnten, daß sie den Eckzähnen der Wölfe gleichen. Die Gestalt unseres Gebisses ist in der Erbanlage festgelegt und kann sich nicht von heute auf morgen ändern.

Ausgezeichnete Kenner Indiens haben sich gegenüber den Geschichten von Wolfskindern ablehnend geäußert. So schreibt der bekannte Tigerjäger Burton: „In Indien zu Hungerszeiten werden oft Kinder im Dschungel ausgesetzt oder gehen verloren. Idioten oder andere verlaufen sich darin, manche sogenannte Wolfskinder mögen zu letzteren gehören und alle haben ihr problematisches Element in ihrer Geschichte.“ Ein Nervenarzt, Dr. Whishaw von der Irrenanstalt in Lucknow in Indien sagt: „Ich glaube nie in aller Welt, daß auch nur in einem einzigen Falle ein Kind von Wölfen aufgezogen worden wäre, und verstehe nicht, wie wer immer so etwas glauben kann. Die meisten Wolfskinder sind Idioten, die von den Eltern nahe der nächsten Polizeistation verlassen worden sind.“ Wenn also beim Auffinden von Wolfskindern bisher noch nie Personen dabei gewesen sind, die als glaubwürdige Zeugen von dem Zusammenleben der Wölfe mit den Menschenkindern aus eigener Beobachtung heraus berichten können, so bleibt nur die Tatsache, daß hin und wieder in Indien

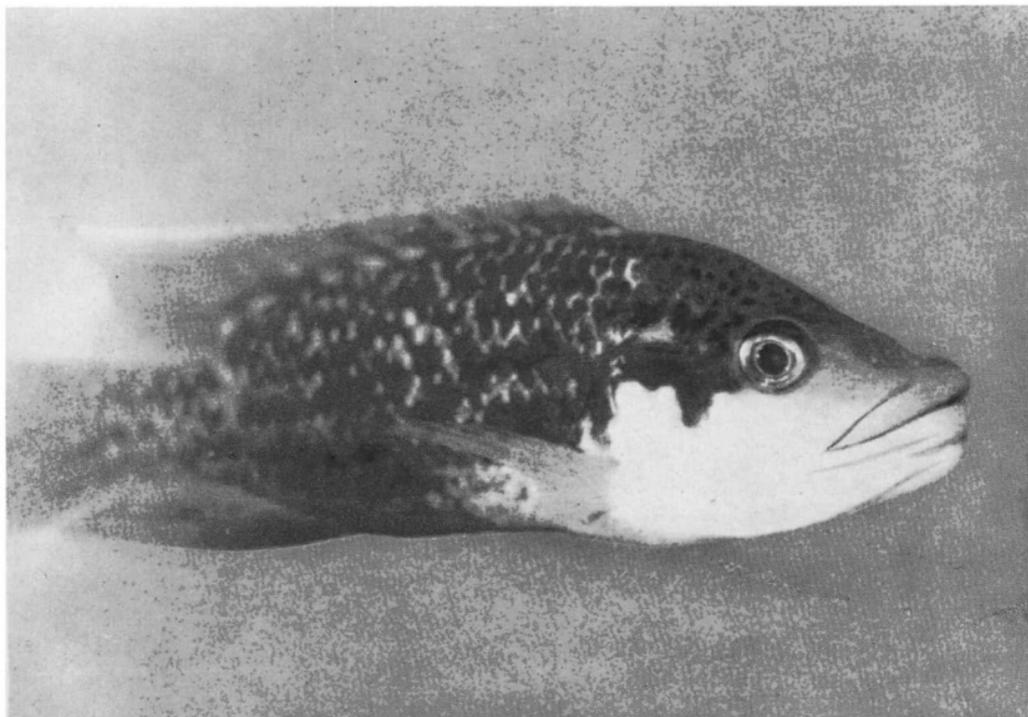
Kinder von Eingeborenen gefunden werden, die auf allen Vieren laufen, keine Sprache beherrschen, Fleisch und Aas essen und sich tierähnlich benehmen. Der größte Teil davon kann nach den Untersuchungen durch Ärzte als idiotisch, zumindest schwachsinnig bezeichnet werden. Solche Menschen aber gibt es nicht nur in Indien. Auf meiner Afrikanreise im Jahre 1955 begegnete ich in den Straßen von Arusha einem Neger, der ohne besondere Mühe wie ein Tier auf allen Vieren lief. Seine dünnen Beine und Arme erinnerten mich an das Bild von Beri-Beri-Kranken. Die Gelenke waren stark geschwollen. Wahrscheinlich hatte er seit frühester Kindheit diese Gangart beibehalten, denn er war nicht fähig, sich aufzurichten. Sein Alter schätzte ich auf mindestens 20 Jahre. Hände und Füße waren beim Laufen auf allen Vieren stark nach außen gedreht, die Kniegelenke durchgedrückt, und den Kopf trug er weit in den Nacken geschoben, so daß sein Blick beim Laufen auf allen Vieren nicht nach unten, sondern waagrecht nach vorn gerichtet war. Dieser arme Krüppel bettelte die Menschen um Almosen an. Er stellte sich vor mir auf in der Hoffnung, daß ich ihn fotografiere und dafür bezahle. Ich habe es damals nicht über das Herz bringen können, dieses unendliche Leid des Menschen im Foto festzuhalten, obwohl er es wahrscheinlich nicht anders gewöhnt war. Heute, nachdem ich die Aufsätze in der Presse über Wolfskinder gelesen habe, bereue ich es, denn dieses Foto würde wahrscheinlich viel eindrucksvoller den Aberglauben vom Wolfskind unterstreichen, als es das Bild eines unterernährten Inderkindes kann, das die Wochenpost zu ihrem Aufsatz „Gab es wirklich einen Tarzan?“ in einer ihrer letzten Nummern wiedergibt.

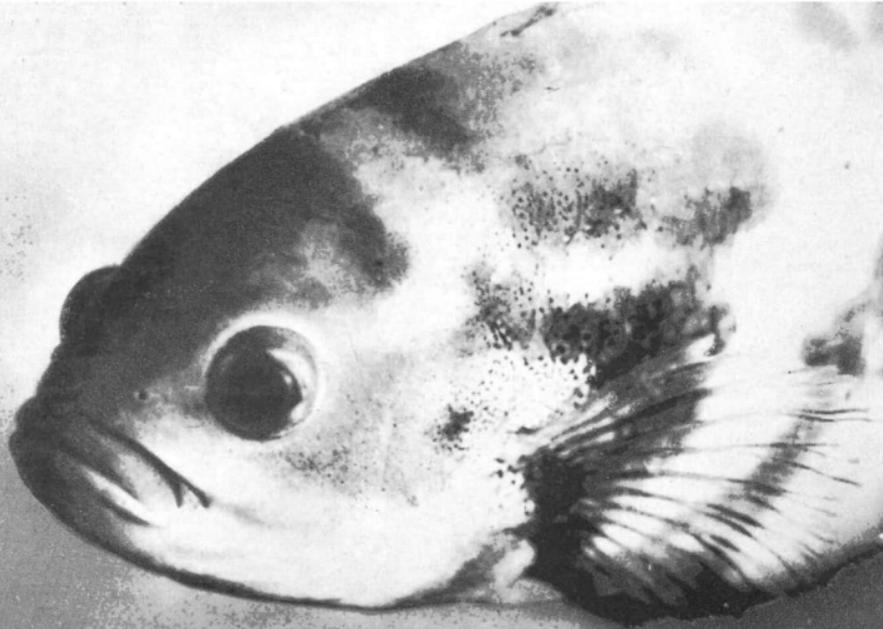
Unverständlich ist es, wenn die Berichte von Wolfskindern heute als Tatsachen an den arglosen Leser weitergegeben werden, ohne daß dabei die Lückenhaftigkeit solcher Berichte und vor allem die sehr eingeschränkte Glaubwürdigkeit der Zeugen beim Fund dieser Kinder Erwähnung findet. Wir müssen also die Wolfskinder in das Gebiet der Fabeln, Märchen und Sagen verweisen. Wir wollen hoffen, daß, sollte wieder einmal ein „Wolfskind“ gefunden werden, uns der Augenzeugenbericht der zukünftigen Verfasser dieser Fabelwesen mehr überzeugen kann, als die Aufzeichnung von Singh. Er hatte, wie er schreibt, die Möglichkeit, diese „Wolfskinder“ mit ihren vierbeinigen Adoptiveltern von seinem Hochsitz aus zu beobachten. Er wußte, wo der Bau der Wölfe ist, in dem sie tagsüber schliefen. Er hätte glaubwürdige Zeugen herbeirufen können, mit denen zusammen er in den folgenden Nächten hätte wertvolle Beobachtungen machen können. Diese einmalige Gelegenheit aber ergreift er nicht. Er scheint nicht einmal verwundert darüber zu sein, daß Menschen unter Raubtieren leben, sondern schreibt nur in seinem Tagebuch den bereits zitierten Satz: „Wir sahen die Geister und Wölfe.“ Wollen wir also die „Wolfskinder“ den Geistern zuordnen? Ich bin überzeugt, daß man auf der Suche nach ihnen nur immer wieder armen Menschenkindern begegnen wird, die von ihren Müttern ausgesetzt wurden, weil die soziale Not zu groß war, oder aber die geisteskrank sind und von ihren Angehörigen in den Urwald gebracht wurden, weil man Angst hatte, mit den „von bösen Dämonen Besessenen“ zusammenzuleben. So wird die Suche nach dem „Wolfskind“ genauso ergebnislos verlaufen, wie die Suche nach dem „Schneemenschen“ im Himalaja, der ebenfalls vor noch nicht allzu langer Zeit Mittelpunkt sensationeller Berichte in der Presse war.

Fische im Aquarium

„Que rio mar, welch ein Flußmeer!“ riefen die Spanier aus, als sie, vom Rio Napo kommend, in den Vater dieser Ströme, den Amazonas, einbogen. Unvorstellbar für uns die Mächtigkeit dieses Riesenstromes, der allein 12 Nebenflüsse hat, die größer als der Rhein und die Donau sind, und der sich an seiner Mündung auf 200 km Breite weitet. Unvorstellbar ist aber auch der Fischreichtum dieser Urwaldflüsse, die ein riesiges zusammenhängendes Regenwaldgebiet in der Größe Europas durchschneiden. In allen europäischen Gewässern gibt es etwa 150 verschiedene Fischarten, im Amazonas sind bis jetzt 2000 gezählt worden. So ist es nicht verwunderlich, daß ein großer Anteil der Zierfische unserer Aquarien aus Brasilien, Peru und Ekuador stammt. *Astronotus ocellatus* Cuvier ist der wissenschaftliche Name für den Pfauenaugenbuntbarsch, den größten Zierfisch aus dem Amazonasgebiet, der in unseren Aquarien gehalten wird. Schon sein Name zeigt an, daß der erste Beschreiber dieses Barsches der bekannte französische Naturwissenschaftler Cuvier ist. Seine Entdeckung liegt über 100 Jahre zurück, aber erst 1929 wurde dieser Aquarienfisch, der je nach Laune und Wassertemperatur seine Färbung wechselt, nach Europa eingeführt und gelangte als eine große Sehenswürdigkeit in die Aquarien der Zoologischen Gärten. Eine weite Reise müssen die Bewohner der warmen Tropengewässer antreten, und viele sterben auf der Überfahrt. Auf den Transportschiffen muß ständig die Wassertemperatur, die

Durch einen sehr großen Kopf und ein breites Maul zeichnet sich der Natal-Buntbarsch aus. Er ist ein Maulbrüter





Schwarz, gelb, orangefarben und rot ist der Pfauenaugenbuntbarsch gezeichnet. Am Schwanzende fällt ein orangefarben umsäumter schwarzer Augenfleck auf

bei den meisten der Amazonasfische zwischen 20 und 25 Grad Celsius liegt, überprüft werden. Ein Sinken dieser Temperatur um nur wenige Grade bedeutet für diese empfindlichen Tiere den Tod. Sie sind in ihrem immer gleichbleibenden Element und ihrer kaum wechselnden Umwelt keine Nachtkühle oder Tageshitze, keine Regen- oder Trockenzeit, wie die Bewohner des festen Landes, gewöhnt. Für sie kündigt sich die Regenzeit nur durch das Anschwellen der Wassermengen und die größere Beschleunigung des Stromes an. Aber auch für Durchlüftung der Fischkübel und frisches Futter muß ständig gesorgt werden, wenn die Zierfische wohlbehalten in Europa ankommen sollen. Aus allen Erdteilen und Landschaften reisen sie zu uns und künden von der Vielfalt der Formen und Farben, die von der Natur im Laufe der Jahrtausende und Jahrmillionen im feuchten Element entwickelt worden sind. Aus dem Dämmer des Rimba, wie der sumatrasische Urwald genannt wird, kommen die kleinen schwarz-gelb gestreiften Barben. Aus den Dschungelströmen Hinterindiens stammt der in allen Regenbogenfarben schillernde Zwergfadenfisch, aus Nordamerika der wie ein Seeungeheuer anmutende Katzenwels, und aus den Zuchtteichen der Chinesen ist der bekannte Goldfisch entnommen. Der Teleskop-

fisch wie auch der Schleierschwanz sind nur eine Zuchtform des Goldfisches und stellen einen Beweis dar, wie stark der Mensch die Natur verändern kann. Hier ist es allerdings nur aus reiner Liebhaberei, aus Freude an der grotesken Form geschehen.

In Europa ist es noch gar nicht allzulange her, daß man sich den See in die Wohnung holte. Das Wort „Aquarium“ stammt aus dem Jahre 1853, wo es der Naturforscher Henry Grosse zum ersten Male in einem seiner Werke gebrauchte. Diese damaligen Aquarien verjüngten sich vasenartig nach oben und erschwerten die Zufuhr von Sauerstoff überaus, so daß die Fische meist schon nach kurzer Zeit eingingen. Sauerstoff ist nun aber einmal für jedes Tier dieser Erde ein unentbehrlicher Bestandteil seiner Lebensbedürfnisse. Heute wird dem weitgehendst durch kleine Luftpumpen Rechnung getragen. Ja, das moderne Aquarium fängt eine ganze Welt ein mit Pflanzen, Steinen, Muscheln und allem, was zur natürlichen Umwelt des Fisches gehört, eine Welt, die das menschliche Auge sonst nie schaut. Jeder kann das interessante Treiben der Fische leicht und bequem beobachten. Diesen Laienbeobachtungen verdankt die Wissenschaft ungeheuer viel. Wir wären heute weit zurück mit unseren Kenntnissen über die Lebensweise der Insekten und der Fische, wenn nicht Naturfreunde und Sammler in ihrer Freizeit in Wald und Feld hinausgegangen wären oder andächtig vor ihrer Wunderwelt im Fischglas gehockt hätten, um alles genau zu notieren, was sie dort beobachtet haben. Das Aquarium ist nicht nur Spielerei und Zimmerschmuck, es ist Anschauungsmaterial für jeden Naturfreund und Lehrmittel für Schule und Haus. Es birgt noch viele ungelöste Rätsel, denn ständig treffen neue, unbekannte Gäste aus Übersee ein. „Man ist glücklich, wenn man eine Liebhaberei hat, die auf ein tiefes Studium hinweist“ — das hat Goethe gesagt, und der hat auch diesmal recht behalten.

Dom Okapi

In der letzten Zeit ist in der Tagespresse wiederholt über Okapis berichtet worden. Dafür lagen verschiedene Gründe vor: Im vergangenen Jahr gelangte ein Okapi nach Frankfurt am Main. Es ist das erste Okapi, das in einem deutschen Zoo gezeigt wird. Aus dem Zoologischen Garten in Antwerpen wurde eine Okapigegeburt gemeldet, und in den letzten Tagen des vergangenen Jahres traf bei Hagenbeck in Stellingen ein etwa dreijähriges Okapi ein, das für einen Zirkus in Amerika bestimmt ist, aber während der Quarantänezeit 60 Tage lang bei Hagenbeck blieb.

Diese Ereignisse rechtfertigen den Versuch, einige bemerkenswerte Tatsachen über das Okapi, die Geschichte seiner Entdeckung und seine Gefangenschaftshaltung zu berichten. Es ist nur wenig über die Lebensweise dieser scheuen Urwaldgiraffe bekannt geworden. In den etwa 400 Zoologischen Gärten der Welt werden zur Zeit insgesamt nur sechs Okapis gehalten. Die eigenartige Entdeckung des Okapis beginnt mit Stanley's Reise in das Kongogebiet. In seinem viel gelesenen Buch „Im dunkelsten Afrika“ berichtet Stanley, daß die Wambutti, ein Zwergvolk, in den Wäldern des Kongostromgebietes von einem Tier sprachen, das dem Esel ähnlich ist und in der Wambutti'sprache als „atti“ bezeichnet wird. Harry Johnston, der damalige Gouverneur von Uganda, las diesen Bericht und beschloß,



Okapis gehören zur Familie der Giraffenartigen. Sie zeigen zum Teil primitive Merkmale und werden deshalb auch mitunter als lebendes „Fossil“ bezeichnet

nach diesem seltsamen Tier zu forschen. Er reiste zum Kongo und fragte Pygmäen aus, von denen er eine naturgetreue Schilderung des Tieres, das sie Okapi nannten, erhielt. Von den Belgiern der dortigen Urwaldstation wurde ihm sogar ein Fell versprochen. Später stellte es sich jedoch heraus, daß eingeborene Soldaten das Fell zerschnitten hatten, um Gürtel daraus zu fertigen. Zwei solcher Fellreste, die Johnston erhielt, zeigten eine eigentümliche Zebrastrreifung. Das veranlaßte auch die Zoologische Gesellschaft in London bei ihrer Tagung im Jahre 1900, in dem neuen Säugetier aus den Urwäldern des Kongo ein Urwaldzebra zu sehen und gaben ihm den Namen *Equus (?) johnstoni*. Das Fragezeichen hinter dem Gattungsnamen soll darauf hinweisen, daß von einer exakten Bestimmung des Tieres an Hand der beiden Fellstreifen nicht die Rede sein kann. Bereits im darauffolgenden Jahr wurden zwei Schädel und ein unversehrtes Fell von einem Belgier an Johnston gesandt. Johnston erkannte sofort, daß diese Schädel nicht zu einem Pferdeartigen gehören können und schickte die wertvollen Beweisstücke nach London. Dort wurden sie von Professor Ray Lancaester untersucht und das neue Tier als *Okapia johnstoni* beschrieben. Noch aber

hatte kein Weißer ein Okapi lebend erblickt. Der erste Europäer, der ein lebendes Okapi sah und erlegte, war der Schweizer Geologe David, der im Jahre 1904 dem Basler Museum Fell und Skelett dieses Tieres übergab.

Im Jahre 1906 gelang es der Alexander-Golding-Expedition, ein Okapi zu fangen, aber es starb unmittelbar darauf. Allerdings lagen nun die ersten Fotografien eines vollständigen, wenn auch toten Tieres vor. Ein Jahr später brachten Pygmäen ein lebendes junges Okapi zu einem Italiener namens Ribotti, der uns die ersten Aufnahmen eines lebenden Okapis lieferte. Das noch sehr junge Tier, es wurde auf einen Monat geschätzt, starb leider wenige Tage später. Schon im darauffolgenden Jahr wurde von deutscher Seite der Versuch gemacht, in den Besitz eines Okapis zu kommen. Herzog Adolf Friedrich zu Mecklenburg reiste in die Urwälder Zentralafrikas und veranlaßte die Pygmäen, Jagd auf Okapis zu machen. Aber alle Bemühungen waren umsonst. Es gelang den Pygmäen nicht, diese scheue Urwaldgiraffe zu erlegen. Mehr Glück hatte Schubotz, der an dieser Reise teilnahm und zwei Jahre später wieder in die Urwälder am Kongo zurückkehrte, um dem Okapi auf die Spur zu kommen. Während er mit schweren Fieberanfällen im Zelt lag, töteten die Eingeborenen ein Okapi und brachten ihm Fell und Skelett des Tieres. Sein Wunsch, ein frischgeschossenes Okapi zu sehen und fotografieren zu können, wurde damit jedoch nicht erfüllt. Schon kurze Zeit später erlegten die Eingeborenen ein zweites Okapi, das sie kurz vor Sonnenuntergang in sein Lager brachten. Schubotz schrieb: „Ich kann nicht leugnen, daß mich noch das Bild des toten Tieres erregte: dieser mächtige dunkelbraune Körper, der unverhältnismäßig lange Hals, die schwarzbraunen Eselsohren über dem grauen Gesicht mit der lang heraushängenden Giraffenzunge, die großen dunklen, im Tode starren Augen und die langen, wunderschönen, schwarz und weiß gestreiften Beine. In Eile machte ich eine Anzahl Zeitaufnahmen mit allen Variationen, um trotz des Halbdunkels ganz sicher zu sein, daß wenigstens eine geglückt ist.“

Nach diesen Aufnahmen wurde später das Bild eines lebenden Okapis gemalt, das auch zum erstenmal den eigentümlichen Paßgang dieses Tieres zeigt.

Im Jahre 1918 wurden von Eingeborenen zwei lebende junge Okapis auf eine Missionsstation bei Bambili gebracht. Davon starb das eine Tier ein Jahr später, das andere jedoch blieb am Leben und wurde mit der Milchflasche aufgezogen. Nach Beendigung des Krieges trat es die große Reise an und gelangte im August 1919 als erstes lebendes Okapi nach Europa in den Zoo von Antwerpen. Leider lebte es dort nicht lange. Bereits 40 Tage nach seiner Ankunft wurde es eines Morgens in seinem Gehege tot aufgefunden. Auch die folgenden nach Europa gelangten Okapis erreichten bis auf ein weibliches Tier, das 15 Jahre in Antwerpen lebte, kein hohes Alter. Antwerpen erhielt in neuerer Zeit ein männliches Okapi, „Besobe“ genannt (Mai 1948), und ein dazu passendes Weibchen, das den Namen „Dassegela“ erhielt (September 1950). Beide Tiere leben heute noch und haben sogar in Gefangenschaft gezüchtet. Dieser beachtliche tiergärtnerische Erfolg, den der Direktor des Antwerpener Zoologischen Gartens, Van den bergh, verzeichnen kann, wird auch dadurch nicht geschmälert, daß das erste im Januar 1953 von „Dassegela“ zur Welt gebrachte Junge eine nicht lebensfähige Frühgeburt war und die Okapi-mutter ihr zweites, diesmal ausgetragenes Kind, das am 18. September 1954

das Licht der Welt erblickte, nicht annahm. Trotz sorgfältigster Pflege gelang es nicht, das Junge am Leben zu erhalten. Es starb bereits in den Nachmittagsstunden des darauffolgenden Tages. „Aller guten Dinge sind drei und man muß mit Hoffnung und Zuversicht der dritten Trächtigkeit entgegensehen, die in „Dassegela“ die mütterlichen Pflichten wachrufen möge“, schreibt Van den bergh in seinem Bericht über Geburt und Tod eines kleinen Okapis.

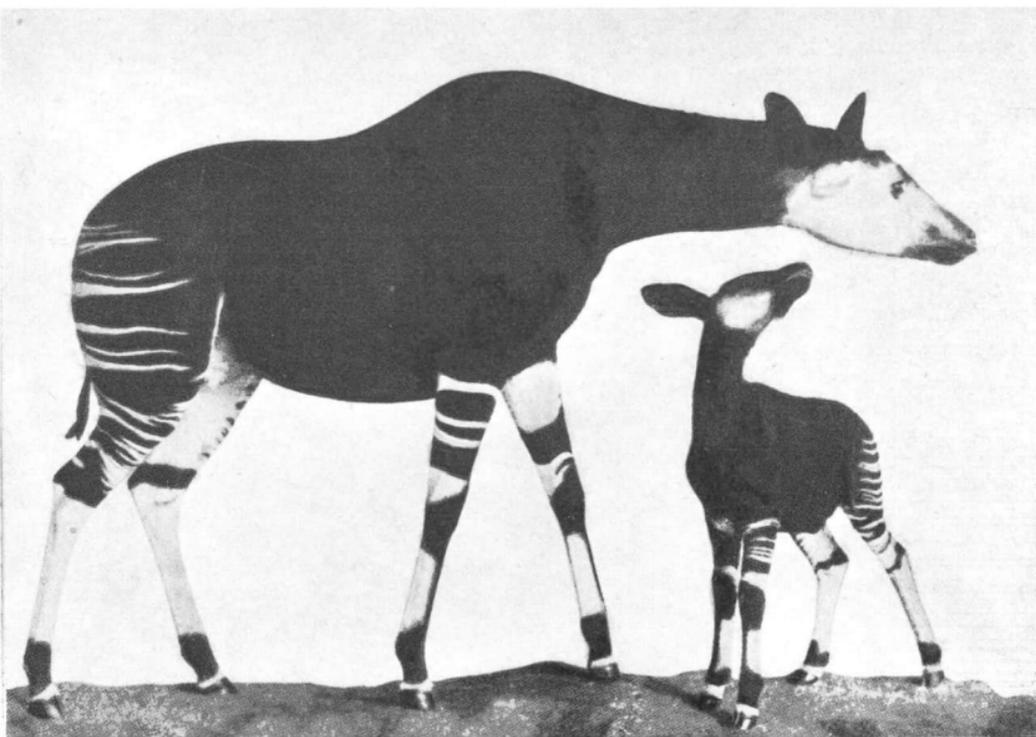
Im Zoologischen Garten Kopenhagen lebt seit Ende April 1948 ein Okapi, das ich bei meinem Besuch in Dänemarks Hauptstadt anlässlich der Konferenz des Internationalen Verbandes der Direktoren Zoologischer Gärten im Juni 1954 besuchte. Ich kann heute die Spannung verstehen, die Schubotz erlebte, als er zum erstenmal ein, wenn auch getötetes, Okapi sah. Mit einer nicht zu verhehlenden Andacht stand ich ein Jahr vorher, ehe ich mein erstes lebendes Okapi sah, vor der im Senckenberg-Museum in Frankfurt am Main aufgestellten Okapigruppe, die aus dem von Schubotz nach Deutschland gebrachten Tieren präpariert worden ist. Geradezu ungeduldig jedoch wartete ich auf meine erste Begegnung mit einem lebenden Okapi. Es war in den frühen Morgenstunden. Ruhig stand das seltsame Tier in seinem Stall. Nur einmal schaute es kurz auf, wobei sich mir die großen Ohren zuwandten. Dann ging es langsam in seinem Gehege auf und ab. Die weißgestreiften Hinterschenkel leuchteten hell aus dem Dunkel des Stalles hervor. Den kräftigen Fesseln traute man den leisen Schritt kaum zu. Hin und wieder blieb es stehen, langte mit der beweglichen, überraschend weit herausstreckbaren Zunge nach einem Bündelchen Heu, zog es in den tiefeingeschnittenen Mund und kaute bedächtig. Wenn es lief, so trug es den langausgestreckten, kräftigen Hals fast waagrecht, häufig etwas nach unten geneigt. Kein Laut war zu hören. Zwischen Auge und Nase sah man unter der Haut dicke Adern, die stirnwärts ziehen und unterhalb der Knochenzapfen sanft verlaufen. Ich habe das Okapi, sooft es mir die Pausen zwischen den Sitzungen gestatteten, besucht. Wenige Monate später stand ich sogar in dem Gehege eines lebenden Okapis. Das war in Frankfurt am Main. Der Direktor des Zoologischen Gartens, Dr. Grzimek, hatte sich das wertvolle Tier von der Fangstation im Kongo selbst abgeholt und mit dem Flugzeug nach Frankfurt gebracht. Auch dieses Okapi ist männlichen Geschlechts, etwas jünger als sein Artgenosse in Kopenhagen, schlanker und heller in der rotbraunen Fellfarbe. Vorsichtig betrat ich das Freigehege des Okapis und stellte mich unmittelbar neben die Tür, die sich zum Innenkäfig öffnete und aus der das Okapi hervortrat. Zutraulich blieb es wenige Meter vor mir stehen und ließ sich ohne Schwierigkeiten fotografieren. Der Schwanz des Tieres wird an die Analregion angelegt getragen. Die Oberlippen schließen mit den Unterlippen ab, fallen also nicht über, wie das am Maul der Giraffe der Fall ist. Die lange Zunge zeigt eine große Beweglichkeit und kann über den Nasenrücken hinweg von der einen Seite zur anderen Gesichtshälfte greifen.

Die Okapis werden von der Belgischen Regierung verschenkt, also nicht dem Tierhändler übergeben. Jedes Okapi, das Afrika verläßt, bedarf der besonderen Genehmigung des Leiters der belgischen Fangstation. 25 Eingeborene sind ständige Fänger für Okapis und Gorillas. Die Okapis werden mit Fallgruben gefangen. Sie sind 2 m lang, 1,80 m tief, 0,80 m breit und mit einem feinen Gerüst aus großen Blättern abgedeckt. Rings um das

Fanglager auf den Okapiwechselln angelegt, werden sie laufend kontrolliert. Ist ein Okapi in eine der Gruben gefallen, so wird derart ein Zaun darum gebaut, daß der Frischfang durch die weiteren Vorbereitungen zu seiner Einbringung nicht beunruhigt wird. An den ersten Zaun schließt sich ein zweites stabiles rundes Gehege an. Ist dieses fertiggestellt, so wird eine Grubenwand abgeschrägt und das Okapi darf in das Gehege hineinlaufen. Inzwischen wird ein langer Gang gebaut, der bis zu einer Stelle im Urwald führt, wo ein Lastkraftwagen hingelangen kann. In diesen Gang läuft das Okapi zum Transportwagen hin, der das Tier zum Eingewöhnungskral der Fangstation bringt. Dort werden die Okapis handzahn gemacht und schließlich an einen Zoologischen Garten abgegeben. Nach neuesten Informationen besteht der Plan, auf der Elefanten- und Okapistation in Andudu einige Zuchtpaare Okapis zu halten und mit ihnen zu züchten. Wenn dieses Vorhaben gelingt, sollen in Zukunft nur noch Okapis an die Zoologischen Gärten abgegeben werden, die auf der Urwaldstation zur Welt gekommen sind.

Über die Verhaltensweisen des Okapis wissen wir leider noch sehr wenig. Bekannt ist, daß sie Einzelgänger sind und die Männchen auch während der Brunst nur kurze Zeit mit den Weibchen zusammentreffen, um sich mit ihnen zu paaren. Blätter und Blüten von Bäumen und Stauden, dar-

Die im Senckenberg-Museum in Frankfurt am Main aufgestellte Okapigruppe



unter eine größere Anzahl sauer und bitter schmeckender Pflanzen bilden seine Nahrung. Vielleicht ist die Vorliebe für diese sauren und bitteren Nahrungsbestandteile gleichzeitig ein guter Schutz gegen einen zu starken Befall mit Eingeweidewürmern, wie man ihn bei Okapis häufig bemerkt hat. Das Londoner Okapi ist an diesen Darmschmarotzern gestorben. Bei der Sektion des Tieres wurden 15 verschiedene Würmerarten festgestellt. Auch das Okapi des Baseler Zoologischen Gartens, das am 22. Juni 1949 seinen Bestimmungsort erreichte, und am 21. August desselben Jahres starb, war mit diesen Schmarotzern verseucht, die eine schwere Darmentzündung und Leberschäden herbeigeführt hatten. Gatti, ein Italiener, der mehrfach versucht hat, Okapis zu fangen, berichtet, daß sie in freier Wildbahn auch die Kohle vom Blitz getroffener Bäume und eine leicht schwefelige Tonerde in kleinen Mengen zu sich nehmen. Eine besondere Vorliebe haben sie für ein ausgiebiges Bad. Beim Trinken spreizt es mitunter wie ein Giraffe seine Beine, um mit dem Kopf zum Boden zu gelangen. Das ist jedoch nicht notwendig, wenn es Nahrung vom Boden aufnimmt. Als Lautäußerung gibt Gatti ein pferdeähnliches Wiehern und ein Knirschen mit den Zähnen an. Ob es den Tatsachen entspricht, daß die Okapimutter für ihr Kind im Dickicht des Waldes eine kleine Zelle freischlägt, in der das Junge während der ersten Wochen nach der Geburt bleibt, muß die Zukunft erweisen. Vielleicht kann eine in Gefangenschaft geglückte natürliche Aufzucht eines Okapikindes, wie wir sie von Antwerpen erhoffen, in diesen Fragen Klarheit bringen. Wie schon geschildert, werden alle Anstrengungen gemacht, um das Okapi zu schützen. Trotzdem schätzte Gatti im Jahre 1936 die Zahl der Okapis, die in einem Jahr durch Eingeborene erlegt werden, auf 1000 Stück. Er begründet diese Zahl mit den vielen Okapifellen und den aus ihnen gefertigten Gürteln, die er in den Eingeborendörfern fand. Die Leibbinden werden nur aus den gestreiften Teilen des Felles hergestellt. Ihnen werden Heilkräfte gegen Magenbeschwerden zugeschrieben. In einem Pygmäendorf von 150 Leuten zählte Gatti 129 Gürtel aus Okapifellen. Die Gefahr des Aussterbens besteht jedoch nach neuesten Ermittlungen vorläufig noch nicht.

Akklimatisation nicht so einfach...

Die Haltung und die Zucht von Zootieren ist mit dem Problem der Eingewöhnung eng verbunden. „Wozu — sagen manche Tierfreunde — versuchen wir bei uns Kamele zu zeigen und zu züchten? Das Kamel lebt in Wüsten. Da wir keine Wüsten bei uns haben, kann sich das Kamel bei uns auch nicht wohlfühlen. Warum halten wir in Zoologischen Gärten Antilopen und Rentiere? Für erstere ist unser Klima zu kalt, für letztere zu heiß. Lassen wir doch die Tiere leben, wo sie heimisch sind.“ Wer die Möglichkeit der Eingewöhnung und Akklimatisation fremdländischer Tiere bezweifelt, übersieht die Erfolge, die bei der Akklimatisation fremdländischer Pflanzen erreicht wurden. Mais, Bohnen, Tomaten und Kartoffeln sind amerikanische Pflanzen, die in neuerer Zeit nach Europa importiert wurden und in erster Zeit sehr kärgliche Erträge brachten. Als jedoch eine gewisse Zeitspanne, die sie zur Eingewöhnung,

zur Akklimatisation benötigten, vergangen war, zeigte es sich, daß nicht nur Bolivien und Brasilien, sondern auch viele andere Länder mit völlig anderen Klimaverhältnissen großen Nutzen aus diesen Pflanzen ziehen können.

Wenn man mit Erfolg tropische Pflanzen bei uns eingewöhnt hat, so sehen wir nicht ein, warum man es nicht auch mit Tieren versuchen soll? In der Sowjetunion z. B. hat man als Haustier das einhöckerige Kamel, das afrikanische Dromedar, eingewöhnt und zieht von ihm größeren Nutzen als von dem einheimischen zweihöckerigen Kamel. Auch das Meerschweinchen kam ursprünglich in Europa nicht vor, sondern ist erst in jüngster Zeit eingeführt worden. Es hat sich ausgezeichnet eingewöhnt. Man könnte diese Beispiele um die amerikanische Bisamratte, chinesische Wollhandkrabbe und noch andere Tiere mehren.

Was ist eigentlich Akklimatisation? 3 Klimatypen sind allgemein bekannt: polares, gemäßigtes und tropisches Klima. Wollte der Tiergärtner auf diesen 3 Klimatypen seine Eingewöhnungsversuche aufbauen, würde er schwere Enttäuschungen erleben.

Eisbär und Pinguin stammen aus Polargebieten. Sie dürften sich, nach der Meinung vieler Zoobesucher, bei uns nur im Winter wohlfühlen. Der Sommer müßte ihnen zur Qual werden. Löwen und Schimpansen sollten als tropische Tiere eigentlich nur in den heißen Juli- und Augusttagen ins Freie, im Herbst, Winter und Frühling müßte man sie in warmen Räumen halten, so glauben viele Tierfreunde.

Aber die Natur hält viele Überraschungen für diejenigen bereit, die sie schematisch erfassen wollen. Viele Millionen Zoobesucher werden es bezeugen können, daß Löwen, anstatt sich der heißen Sonne auszusetzen, sich viel lieber in den tiefsten Schatten verkriechen. Der Eisbär jedoch, der eigentlich die Hitze meiden müßte, setzt sich oft stundenlang der Sonne aus. Im Februar 1937 haben alle 13 Löwen des Warschauer Zoos ein unfreiwilliges Bad im eiskalten Wasser genommen und trockneten dann zwei Stunden lang in der Freianlage bei Frostwetter. Keiner hat sich erkältet oder sich einen Schnupfen geholt. In derselben Zeit konnte man um keinen Preis die Eisbären veranlassen, das warme Strohlager auch nur für einen Augenblick zu verlassen, geschweige denn ins Wasser zu gehen.

Diese Erfahrungen dürfen aber keinesfalls pauschal angewendet werden. Ein Schimpanse würde ein eiskaltes Bad bei Frostwetter kaum eine Woche überleben.

Wir sehen, daß Tiere aus derselben Klimaregion verschiedene Anpassungsfähigkeiten zeigen oder verschieden auf ungewohnte Klimaverhältnisse ansprechen.

Wo liegt der Schlüssel zu diesem Problem? Verschiedene Tierarten können, obgleich sie aus derselben Klimaregion stammen, verschiedener „Mikroklimata“ bedürfen. Mikroklimata heißt kleines Klima, im Gegensatz zum Makroklimata, zum großen Klima. Kann man auf einem Ort der Erde verschiedene Klimata finden? Ja, man kann. Betrachten wir z. B. die Klimaunterschiede im Lebenslauf eines Hasen und einer Feldmaus. Den Sommer verbringen beide Tiere in denselben Verhältnissen auf dem Felde. Sobald der Winter anfängt, verändert sich die Lage. Der Hase ist dem Schnee und Frost ausgeliefert und muß in der Kälte bis zum nächsten Frühjahr aushalten. Die Feldmaus bezieht die Menschensiedlungen, wo die

Temperatur konstant zwischen $+10^{\circ}$ und $+15^{\circ}$ bleibt oder geht in einen Getreideschober, wo die Temperatur zwischen $+8^{\circ}$ und $+10^{\circ}$ schwankt. Jedes Tier wählt durch seine Lebensweise am Tage und in der Nacht, auf der Erdoberfläche oder in der Erde, im Walde oder am Wasserufer gewisse Ausschnitte aus dem Großklima und schafft sich damit sein Eigenklima. Fast alle Tiere machen sich also in gewissen Grenzen von dem Klima ihrer Heimat unabhängig durch die Auswahl eines Mikroklimas. Dazu sei noch ein weiteres Beispiel genannt. In der Wüste Sahara lebt ein kleiner Fuchs mit großen Ohren, der Fenek. Das schöne Tier ernährt sich von Käfern, Eidechsen und kleinen Nagetieren. Innerhalb des nördlichen Polarkreises wohnt auch ein Fuchs, der Polarfuchs. Die Umweltverhältnisse des Feneks und des Polarfuchses sind äußerst unterschiedlich, sind überaus gegensätzlich. Der Fenek lebt in einem ausgesprochen heißen, der Polarfuchs in einem sehr kalten Klima.

Beide Fuchsarten werden von Flöhen geplagt. Trotzdem wäre es falsch, zu behaupten, daß der Floh ein Tier ist, das im Tropenklima ebenso gut wie im Polarklima leben kann, denn ein erwachsener Floh verbringt das ganze Leben in demselben Mikroklima. Es trägt im Fell des Feneks genauso wie im Fell des Polarfuchses etwa $+38^{\circ}$. Zu dem Floh dringt die Hitze der Sahara oder die eisige Kälte des Nordens nicht. Der Floh wird vom Klima durch eine kleine Luftschicht in den Haaren der Füchse isoliert. Die meisten Parasiten sind vom Klima fast unabhängig.

Wie ist die Situation bei den anderen Tieren? Betrachten wir die Lebensweise des Ziesels. Es bewohnt unter anderem die Steppen Asiens und der Ukraine. Dem Ziesel wird eine große Widerstandsfähigkeit gegen rauhe Winter und heiße Sommer nachgerühmt. In dem Kontinentalklima Asiens fällt die Temperatur im Winter unter -30° , um dann nach kurzer Übergangszeit auf über $+40^{\circ}$ zu steigen. Die Hitze läßt die ganze Pflanzenwelt innerhalb kurzer Zeit verdorren und die natürlichen Wasserbehälter verdunsten. Wie kann das Ziesel sich in solchen ungünstigen Verhältnissen behaupten?

Im Oktober gräbt sich das Tier bis einen Meter tief in die Erde ein, wo die Temperatur auch im kältesten Winter nicht unter 0° fällt. Das sich im Winterschlaf befindliche Tier hat also ein Mikroklima, das grundsätzlich verschieden von dem Klima ist, das einen Meter über ihm herrscht. Das Tier verläßt seinen Bau erst, wenn die Sonne schon fühlbar wärmer scheint und wenn die sich entwickelnde Pflanzenwelt ihm einen Schutz gegen kühle Winde gewährt. Aber schnell vergehen die schönen Mai- und Junitage. Die große Hitzeperiode zieht heran. Das Tier begibt sich wieder unter die Erde, diesmal für einen Sommerschlaf. Es ist ein klassisches Beispiel dafür, wie sich ein Tier ein Mikroklima, das fast unabhängig vom Klima seines Wohngebietes ist, aussucht.

Warum bevorzugt der Löwe im Zoo den Schatten, warum weicht er den Sonnenstrahlen im Sommer aus? Die Antwort auf die Frage gibt uns das Mikroklima der Löwen in Afrika. Tagsüber herrscht große Hitze. Nach kurzer Dämmerung beginnt die Nacht und mit ihr ein Temperaturfall bis auf 0°C . Der Löwe verhält sich ähnlich dem Ziesel, nur spielt sich das in viel kürzeren Zeiträumen ab. Vor der Sonne versteckt, verbringt der Löwe schlafend den Tag unter schattenspendenden Bäumen. Die kühlere Dämmerung und die kalte Nacht werden für Futteraufnahme und Jagd ausgenutzt.

Verschieden davon ist das „Eigen“klima des afrikanischen Straußes, der unter denselben Umweltbedingungen lebt. Er meidet nicht die Sonne, im Gegenteil, die Futteraufnahme findet am Tage statt, die kalte Nacht dagegen versteckt der Vogel, die nackten Füße, Hals und Kopf im Gefieder versteckt, ähnlich einer Federkugel.

Oft sind schon den Zoo-Direktoren Vorschläge über den Bau von Eistürmen für die Eisbären unterbreitet worden, denn viele Menschen glauben, daß Eisbären die Kälte besonders bevorzugen. Das ist aber ein Trugschluß. Der Eisbär hat nur die Fähigkeit, sich in für ihn ungünstigen Umweltverhältnissen ein ertragbares Mikroklima zu schaffen. Der Eisbär kann wochenlang fasten. Diese Eigenschaft und sein dichter Pelz erlauben es ihm, die Zeit der Schneestürme und großen Kälte in einem Schneeloch zu verbringen. Auf Futtersuche geht er nur bei günstigem Wetter aus. In unserem gemäßigten Klima macht der dicke Pelz eher unangenehm, besonders an heißen Tagen. Was macht also der Eisbär? Er wirft sich ins Wasser. Ordentlich durchnäßt entsteigt er dem Wasser um, zum Erstaunen aller Zoobesucher, sich stundenlang der Sonne auszusetzen. Die Lösung dieses Problems ist einfach. Zum Verdampfen von Flüssigkeit wird Wärme benötigt. In diesem Falle verdampft unter der Sonneneinwirkung die große Wassermenge, die in dem dichten Pelz zurückgehalten wurde und entreißt der Haut soviel Wärme, daß der Körper des Eisbären merklich gekühlt wird. Findet also in einem modernen Zoologischen Garten der Eisbär nicht günstigere klimatische Verhältnisse als in seiner nördlichen Heimat?

Der Brotkorb wird hochgehängt

Ein Telefonanruf, der unseren Zoologischen Garten in der Nacht vom 30. zum 31. Mai erreichte, beunruhigte mich sehr. Der Obertierpfleger Brand teilte uns aus Magdeburg mit, daß die Giraffe, die er an der Zonengrenze abgeholt hatte und bis Dresden begleiten sollte, sehr aufgeregt sei und er befürchten müsse, daß sie sich in der Transportkiste ihre Hörner verletze. Vorläufig konnten wir nichts tun. Wir hofften nur, daß der Waggon ohne Verzögerung bis Dresden durchlaufen werde. Das wurde uns auch von den Kollegen der Reichsbahn zugesichert.

Die Giraffe war in Hamburg auf einen Spezialwagen, einen Tieflader, gestellt worden. Das war notwendig, weil das Tier eine Höhe von 3,75 Meter hat. In den späten Nachmittagsstunden des 31. Mai lief der Zug im Bahnhof Friedrichstadt ein. Uns fiel ein Stein vom Herzen, als wir durch einen Blick in die Kiste feststellen konnten, daß die Giraffe sich keine Verletzungen zugezogen hatte. Auch das Verladen auf den Anhänger einer Zugmaschine, die Fahrt durch die Stadt und das Aussetzen des Tieres in das Antilopenhaus verlief ohne Zwischenfall. Ruhig spazierte sie in das Haus hinein und wenige Minuten später knapperte sie schon an dem Heu, das wir in einem Eisenkorb an die Decke ihres Stalles aufgehängt hatten. Bei Giraffen muß der „Brotkorb“ wahrhaftig sehr hochgehängt werden, denn sie sind Blätter- und Zweigefresser. Nur wenn sie Wasser aufnehmen oder einen besonderen Leckerbissen am Boden entdecken, spreizen sie ihre langen Vorderbeine weit auseinander, damit sie mit dem Maul den Boden erreichen können. Unsere Giraffe, die einzige ihrer Art in der DDR, ist eine Netzgiraffe. Sie stammt wahrscheinlich aus dem Somaliland, wo

sie vor zweieinhalb Jahren geboren worden ist. Nach der Fellzeichnung werden die verschiedenen Unterarten der Giraffe unterschieden. Bei der Netzgiraffe sind die braunen Flecken auf dem gelben Fell in ihrer Form geschlossen, fast quadratisch. Bei der ostafrikanischen Tippelskirchgiraffe ähneln sie den Blättern des wilden Weines.

Giraffen sind Bewohner der Obstgartensteppe. Ich traf sie in Ostafrika bis in Höhen von 1800 Metern an. Das war im Gebiete von Momella, am Ufer eines großen Sees, der von lichten Wäldern umgeben war. Hier ernährten sie sich vorwiegend von dem Laub der großen Schirmakazien. In den tieferliegenden Gebieten sind die Bäume meist klein und erinnern in ihrem Wuchs an unsere Obstbäume. Dort ragen die langen Hälse der Giraffen weit über die Wipfel der Bäume hinaus. Giraffen können 6 Meter hoch werden. Auch unsere Giraffe ist noch nicht erwachsen. Seltsam mutet ihr wiegender Schritt an. Sie sind, wie auch die Kamele, Paßgänger, setzen also jeweils die beiden Beine einer Körperseite fast zu gleicher Zeit auf. Beim Galopp verleiht ihnen diese Fortbewegungsart eine eigentümliche Eleganz. Ich kann mir kein schöneres Bild vorstellen, als eine Herde Giraffen im Galopp über die Steppe laufen zu sehen. Feinde besitzen sie nicht. Auch der Löwe wagt sich nur selten an eine erwachsene Giraffe heran, denn ein Schlag mit einem Giraffenhuf kann den Schädel des Löwen zertrümmern.

Während der Brunstzeit — vielleicht liegt sie im Gebiet des Kilimandscharo in den Monaten Juni und Juli, denn ich sah zu dieser Zeit oft Giraffenbullen, die einer Giraffenschönen den Hof machten — bekämpften sich die Bullen auch untereinander. Als Waffe benutzten sie bei diesen Auseinandersetzungen nicht die Hufe, sondern die Hörner. Sie boxen sich mit den Köpfen. Zu ernstlichen Verletzungen kommt es dabei nicht. Die Hörner sind mit Fell überzogene Knochenzapfen. Der Name Horn darf eigentlich für diese Gebilde nicht gebraucht werden, denn eine Hornscheibe wie die Hörner der Rinder und Antilopen besitzen sie nicht. Sie werden auch nicht abgeworfen. Giraffen haben schon oft in Zoologischen Gärten Junge zur Welt gebracht. Vorläufig besteht dafür in Dresden keine Aussicht, denn uns fehlt noch der Giraffenpapa. Aber wir tragen uns mit dem Gedanken, vielleicht schon im kommenden Jahr einen jungen Giraffenbullen zu kaufen. Aber auch dann dürfen wir noch nicht sofort auf Nachwuchs hoffen, denn die Tragzeit umfaßt 14 Monate.

Ich glaube mit vollster Berechtigung sagen zu dürfen, daß sich unsere Giraffe in ihrer neuen Heimat wohlfühlt. Sie besitzt ein großes Gehege. Ihre Nachbarn sind die Riesenkänguruhs und die Sitatungaantilope, mit denen sie sich gut versteht. Und mit dem Speisezettel scheint sie auch einverstanden zu sein. Er setzt sich aus Laub, Zweigen, Hafer, Luzerne, Möhren und Kartoffeln zusammen. Vitamine werden ihr in Tablettenform gegeben.

Welches Kind hatte nach dem Krieg die Möglichkeit, eine lebende Giraffe zu sehen? Nur aus Bilderbüchern war dieses eigenartige Tier bekannt. Kein Wunder, daß unsere Dresdner Giraffe in den letzten Monaten von vielen tausend strahlenden Kinderaugen betrachtet wurde. Für die Fotografen ist sie das „Knipsobjekt“.

Zum Schluß sei noch verraten, daß dieser lange Hals auch nur aus sieben Halswirbeln besteht, genauso wie der Hals des Menschen und fast sämtlicher Säugetiere.

Herbst im Zoo

Der Herbst naht. Auch die warmen, sonnigen Septembertage sind nur ein Abschied des Sommers, der jedoch von unseren Zootieren dankbar entgegengenommen wird. Die Klammeraffen aus dem heißen Südamerika lehnen sich an die Wand ihres Winterhauses und strecken Arme und Beine weit von sich, um mit der größtmöglichen Fläche ihres Körpers die letzten intensiven Sonnenstrahlen aufzufangen. Auch unsere Känguruhs lieben die Sonne. Sie liegen auf den sonnenbeschienenen Fleckchen ihrer großen Gehege und halten ein kurzes Mittagsschläfchen. Dabei schaut das Kind der Bergkänguruhmutter neugierig aus dem Beutel heraus, wird aber sofort wieder von der besorgten Mutter in das Beutelinere zurückbefördert. „Kenya“, die Giraffe, spreizt die Vorderbeine weit, um mit ihrem langen Hals zum Boden herabzukommen und mit dem weichen Maul die vom Baum gefallenen Blätter zu ergreifen und sozusagen als Nachtisch zu verspeisen.

Noch stehen zur Fütterung unserer Zootiere Früchte aller Art zur Verfügung. Grünfutter jedoch wird es bald nicht mehr geben und an die

Ein Zwergmoschustler aus Südasien. Es zählt zu den kleinsten Hirscharten der Erde. Im Spätherbst zieht es in ein Warmhaus um



Stelle der frischen Laubzweige, die „Kenya“ jeden Abend erhalten hat, werden getrocknete Laubzweige treten. Auch der Vitamingehalt vieler Futtermittel, der nicht zuletzt durch das Sonnenlicht beeinflusst wird, läßt gegen Ende des Jahres immer mehr nach und muß in Form von Tabletten ergänzt werden.

Bald werden die Herbstwinde das Laub von den Bäumen fegen. Die Blätter fallen auch in den Seelöwenteich und bilden dort eine große Gefahr für unsere Robben. Leicht können sie die Blätter beim Schwimmen verschlucken und weil ein Robbenmagen wohl für die Verdauung von Fisch, sogar von Kräten eingerichtet ist, aber pflanzliche Stoffe nicht verarbeiten kann, treten nicht selten Verdauungsstörungen auf. Auch unseren Gärtnern bereitet der Laubfall wenig Freude und viel Arbeit, denn täglich müssen Wege und Anlagen vom Laub befreit werden.

Die Waschbären werden in dieser Jahreszeit erst richtig munter. Jetzt spazieren sie auch tagsüber in ihrem Gehege umher, klettern auf der alten Eiche, die in ihrem Gehege steht, herum und beschauen sich die Welt von oben. Dasselbe gilt für unseren Elbebiber, der im Sommer kaum vor sieben Uhr sein Häuschen verließ, jetzt aber bereits im späten Nachmittag munter in seinem kleinen Bassin umherschwimmt.

Besondere Sorgen bereitet uns jedoch der Herbst im Hirschrevier. Die Geweihe der Rot-, Dam- und Dybowskihirsche sind gefegt und gleichen geschärften Speißen. Um Schaden anzurichten, müssen sie gar nicht böse sein, die Hirschmänner, nur aufgeregt und unvorsichtig im Umgang mit ihren gefährlichen Waffen. Der Dybowskihirsch wollte seine Hirschkuh nur vom Futtertrog hinwegjagen und schon saß die Spitze einer Geweihsange tief im Brustkorb des weiblichen Tieres. Selbstverständlich wurde die Hirschkuh sofort operiert und heute merkt man ihr kaum mehr an, daß noch vor wenigen Tagen ihr Leben an einem Fädchen hing. Um so mehr muß man sich wundern, daß unser Robert, der Rothirsch, zwar jeden Besucher von seinem Gehege hinwegtreibt, aber seinen Speißen im Gehege ungeschoren läßt. Der Speißen ist sein eigener Sohn, im Jahre 1954 geboren. „Robert“ sieht in ihm noch nicht den Nebenbuhler.

Wenn die kalten Herbststürme wehen, ziehen sich nicht nur die Tiere, sondern auch die Besucher gern in die Häuser zurück. In dieser Jahreszeit ist es angenehm, langsam durch das geheizte Aquarium zu spazieren und sich die Welt unter dem Wasserspiegel zu besehen. Deshalb treffen in dieser Jahreszeit immer neue Fische und Reptilien ein. Mehr als dreißig Arten von Importfischen aus aller Herren Länder haben in großen, mit Luft aufgeblasenen und mit Wasser halbgefüllten, durchsichtigen Plastiksäcken den Dresdner Zoo erreicht und weitere werden folgen. Darunter sind eine große Anzahl von zoologischen Seltenheiten, die auch das Auge des verwöhntesten Zierfischliebhabers erfreuen. Ich will nur zwei Gattungen hier nennen: Flösselhechte und Lungenfische.

So bleibt der Zoo das ganze Jahr über eine sehenswerte Volksbildungsstätte. Man muß nur wissen, was die verschiedenen Jahreszeiten an Besonderheiten im Zoologischen Garten bieten. Denn in den Jahresablauf ist auch das Tier eingeschaltet. Es kann sich ihm nicht entziehen. Das beweisen am besten unsere Enten und Gänse, die schon wieder ihre Hochzeitskleider angelegt haben und bereits im Herbst ihre ersten „Frühlingsgefühle“ bekommen.

